

Friedrichshain-Kreuzberg

Appell

10.05.2021, 16:30 | Lesedauer: 6 Minuten

Patrick Goldstein

Vor der Graffiti-Wand: Katrin Gödeke, Leiterin des KinderJugendKulturZentrums KiJuKuZ.



Allein durchhalten, Geschwister versorgen, hilflose Eltern erleben: Die Pandemie ist eine ständige Herausforderung für Jugendliche.

Berlin. Die sinkende Inzidenzzahl in Berlin macht Hoffnung darauf, lange aufgegebene Freiheiten zurück zu erlangen. Besonders Jugendliche fiebern dem Tag entgegen, an dem die Beschränkungen aufgehoben werden, die gerade sie besonders schmerzen. Aber wie haben sie die schweren Monate seit dem ersten Lockdown im vergangenen Jahr überstanden? Bleibt da etwas zurück? Die Chefs von zwei Jugendclubs in Friedrichshain und in Kreuzberg ziehen Bilanz – und warnen davor, jetzt alte Fehler erneut zu begehen.

Matthias Barthmann leitet den Jugendclub KoCa an der Landsberger Allee in Friedrichshain, Katrin Gödeke steht an der Spitze des KinderJugendKulturZentrums KiJuKuZ an der Kreuzberger Axel-Springer-Straße. Die Zwänge der Hygieneregeln gehen seit März 2020 an die Substanz dessen, was ihre tägliche Arbeit ausmacht: Jugendlichen ein Umfeld zu bieten, in dem sie sich wohl fühlen, wo sie Freunde treffen, Neuem begegnen, Neues Lernen.

Jugendclubs: Spaßhaben mit Maske

Gödekes Haus bietet da in der Regel etwa auf mehreren Etagen Küche, Tonstudio, Werkstatt, Bühne. Bei Barthmann tanzt man im Dachgeschoss und gibt Vollgas auf dem Trampolin. „Das

sorgt für Lebensfreude!“, sagt er. Derzeit aber findet der Spaß begrenzt statt. Gödeke darf nur fünf junge Besucher pro Veranstaltung ins Haus lassen. Die kommunizieren durch die Maske, halten Abstand und bewegen sich in kalten, weil ständig durchgelüfteten Räumen. [Gleiches gilt im Jugendclub KoCa.](#)

Die Folgen sind erheblich. Trafen sich zu Stoßzeiten an der Axel-Springer-Straße wöchentlich 200 Jugendliche, sind es dort seit dem ersten Lockdown 75. In Friedrichshain kamen bis zu 60 Besucher täglich zur Villa mit dem großen Garten, die zu DDR-Zeiten Sitz des Grünflächenamts war. Jetzt können nur zehn zeitgleich hinein.

Fraglich, ob Jugendliche nach Corona wieder kommen

„Das hat sich inzwischen auf die Körperlichkeit der Jugendlichen ausgewirkt“ sagt Barthmann, 61. Viele Jugendliche hätten merklich zugenommen weil die Bewegung fehlt. Ein Beispiel: „Bei uns war das Trampolin immer unheimlich beliebt. Da konnten sich auch jene profilieren, die sonst nicht so sportlich sind. Das stärkt die Körperkoordination, wer das irgendwann beherrschte, bekam ein ganz neues Selbstwertgefühl.“ Außerdem: „Viele Jungen bleiben daheim und beschäftigen sich nur noch mit Smartphone und Computer.“ Das zeige sich schon darin, dass während Corona nur noch ein Fünftel der Besucher Jungen sind.

Gödeke, 50, beobachtet Ähnliches. „Wir telefonieren mit Eltern, deren Söhne sagen: Wir wollen nicht mehr ‘raus. Draußen ist jetzt eh‘ alles langweilig.“ Und im Team frage man sich, ob diese Jugendlichen nach Corona überhaupt wieder kommen. Schwer betroffen von der Pandemie seien die rund 10 bis 20 Jugendlichen Stammbesucher mit einer Behinderung. Manche Eltern ließen sie aus Angst vor Ansteckung nicht in den Jugendclub, bei anderen stünden Helfer vom Amt derzeit nicht zur Verfügung. „Das ist für sie ganz schrecklich“, sagt Gödeke. Einige habe sie seit einem Jahr nicht mehr gesehen.

Beste Freundschaften sind kaputt gegangen

Weitere schlimme Folge der Corona-Lockdowns: Die Kommunikation zwischen den Jugendlichen habe sich ins Internet verlagert. „Da sind inzwischen beste Freundschaften kaputt gegangen“, sagt Barthmann. Kleinigkeiten schaukelten sich nun hoch, Dinge würden falsch weitergetratscht, es gebe regelrechte Hasstiraden. Die Jugendlichen stünden sich dabei nicht mehr Angesicht zu Angesicht gegenüber. Auseinandersetzungen gerieten außer Kontrolle, weil man sich nicht mehr vor Ort erlebe.

Derlei Missverständnissen stemmt er sich mit seinen Kollegen entgegen. „Wir moderieren, laden beide Seiten zu uns ein, sagen: Komm‘ wir setzen uns alle zusammen.“ Das habe schon geholfen, sagt er. „Dafür ist ein Jugendclub ja auch der geeignete Ort.“ Überhaupt tun er und Gödeke in ihren Häusern alles, um den jungen Menschen trotz Pandemie einen Anlaufpunkt, eine warme Zuflucht zu bieten. Gödeke ermöglicht etwa, wenn auch stark verkleinert, dass im Haus geschauspielert wird. Barthmann indes hat schon die Autos für die Jugendreise im Sommer reserviert.

Psychische Belastung

Die Bertelsmann Stiftung berichtete im März aus einer mit den Universitäten Hildesheim und Frankfurt/Main ausgewerteten Studie. Demnach erklärten 61 Prozent der Jugendlichen, sie fühlen sich streckenweise oder sogar langfristig einsam. 64 Prozent räumten psychische Belastung ein, 69 Prozent erleben Zukunftsängste.

Letztere beobachtet auch Gödeke bei ihren Besuchen. „Jetzt denken viele, dass sie ihr Schulpensum nachholen müssen, dass sie vielleicht Nachhilfe in den Ferien brauchen.“ In sowieso bereits beengten Wohnverhältnissen müssten Jugendliche Fernunterricht absolvieren. Viele kümmern sich nebenbei um die Geschwister, sind tagsüber allein zu Hause oder erleben, dass ihre Eltern an ihre Grenzen stoßen. Zumindest aber hat keiner der beiden Leiter in den Jugendclubs eine Zunahme von Aggression erlebt. „Die Aussicht, bald wieder zur Normalität zurückzukehren, ist für viele jetzt der Strohalm, an dem sie Halt finden“, sagt Gödeke.

Ängstliche und misstrauische Menschen

Gefragt, ob Corona die Jugendlichen eher zu ängstlichen und misstrauischen Menschen oder zu Improvisationstalenten gemacht hat, sagt Gödeke nach kurzem Überlegen: „Vielleicht zu allem zusammen. Es bleibt abzuwarten.“ Gewiss aber ist sie über die richtige Strategie der Jugendarbeit für die Zeit nach Corona: Berlins nächster Doppelhaushalt müsse die Mittel für eine kontinuierliche Versorgung sicherstellen.

Die Pandemie habe die Schlüsselrolle digitaler Kommunikation noch einmal verstärkt. Da bräuchten Jugendclubs gute Geräte, ein starkes Internet, müssten Mitarbeiter regelmäßig in Schulungen. Barthmann sagt, er wünsche nach Corona „keine Sonderbehandlung der Jugendclubs“. Aber es sorge ihn die Erfahrung, dass es jahrzehntelang die Jugendhilfe gewesen sei, an der gespart wurde.